Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 15

Artikel: Farinet oder Das falsche Geld : Roman [Fortsetzung]
Autor: Ramuz, C.F. / Guggenheim, Werner Joh.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669695

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Roman von C. F. Ramuz

Farinet oder Das falsche Geld

12 Abdrucksrecht: Schweizer Feuilletondienst. Deutsch von Werner Joh. Guggenheim.

Nein, sie war nicht so wohlgefällig wie die Dame auf dem Plakat, die er von neuem betrachtet (sie war hinausgegangen); — ein wenig zu gedrungen, ein wenig zu stark war sie, oder wie siehst du das an, Farinet? sagte er sich. Und vielleicht auch nicht mehr jung genug, und die Haare zu straff gekämmt, zu fest nach hinten gestrichen, oder nicht? — denn die andere dort, die hat gelöste lockige Haare auf der Stirn, sie wallen frei über die schöne glatte und weiße Haut.

Josephine war zurückgekommen. Sie hat ein Glas auf den Tisch gestellt, einen Krug mit Wasser, der beschlagen war. Das Glas war zur Hälfte mit einer gelben Flüssigkeit gefüllt.

„Danke schön."

Als er sieht, daß sie wieder fort will: „Wie geht's, Fräulein Josephine?"

„Ordentlich, danke. Und Ihnen?"

„Es geht so."

Sie stand ein paar Schritte von ihm entfernt und halb abgewandt; er schaute sie kaum an, aber während er das Wasser aus dem Krug in das Glas gießt, in dem die Mischung trübe und bleicher wird: „Was geht denn nicht so, wie es soll? Ich sehe, man ist ein wenig allein. Sie haben wohl jetzt gerade nicht viel Gäste?"

„Ja, gewiß, nicht eben viele", hatte sie gesagt, „die Leute sind sehr beschäftigt."

Aber jetzt betrachtete er sie, denn sie hatte sich ihm nun vollends zugewandt. Sie hielt die Hände über ihrer steifleinenen, violett und schwarz gestreiften Schürze gefaltet.

„Ja, ja", hat er gesagt, „ich sehe schon, man langweilt sich ein wenig." Er hebt sein Glas, er trinkt einen Schluck. „Das tut gut..." Dann: „Und haben Sie gar keine Nachrichten?"

„Nachrichten ... was für Nachrichten?"

„Ach, Sie wissen schon, was ich meine..."

Sie hat sich nicht gerührt; ihr braunes Gesicht ist vielleicht nur noch ein klein wenig brauner geworden; ihre derben Hände läßt sie jetzt hangen. Und hinter ihr ist eine Dame, die eine Weintraube hält.

Sie ist viel schöner, sagte sich Rey, sie ist sehr viel schöner, allerdings.

Ihre Augen, die sie abwendet, sind vielleicht ein wenig feucht geworden, das ist alles.

Er sagt: „Ach, so steht die Sache!"

Er trinkt noch einen Schluck Sirup. Eine blaue Fliege kreist um sein Glas. Und mit einemmal: „Wissen Sie, ob das stimmt, was man sagt?"

„Was sagt man denn?"

„Wenn Sie nichts davon wissen... so sind es wohl nur Gerüchte."

„Was für Gerüchte denn?"

„Ja", fährt er fort, „es gibt Leute, die meinen, er werde sich Ende des Monats dem Gericht stellen."

Aber sie lacht laut heraus.

„Ich, nicht wahr, ich weiß von allem nichts... Immerhin ist es sicher, daß er bei Romailler gewesen ist."

Sie hat gesagt: „Wann das?"

„An jenem Abend, an dem die beiden Schüsse gehört wurden, Sie erinnern sich doch, und seitdem hat man ihn nicht mehr wiedergesehen."

Sie hat nichts mehr gesagt.

„Und nun eben, verstehn Sie (er geht ganz sachte vor), Romailler ist Gemeinderat, und Romailler steht sehr gut mit den Herren von der Regierung..." Er trinkt einen Schluck Sirup.

Ihre Augen folgen der Bewegung des Glases; sie sind mit dem Glas aufwärts gestiegen, sie gehen mit dem Glas abwärts.

„Sie haben Angst vor den Liberalen...,

aber sie haben auch Angst, daß es üble Geschichten geben könnte, wenn sie Gewalt anwenden. Und darum, scheint's, darum haben sie also Romailler beauftragt, ihm Vorschläge zu machen ..."

Er schaut hinauf zu der Dame an der Wand; ihre Augen heben sich ebenfalls. Dann hat sie die Schultern gezuckt.

„Und nun sagt er sich vielleicht, daß es auf diese Weise ohnehin nicht mehr lange dauern könnte. In einem Monat, spätestens zweien, haben wir Winter."

„Und was dann?" fragt sie.

„Ja, eben", sagt er, „in einer Höhle! Mit Frost und Schnee ..."

Er trank noch einen Schluck, sein Glas wurde leer. Wieder hat er zur Dame hinaufgeschaut; Josephine blickt ebenfalls hin.

„Und dann ist noch .. wie man so erzählt .." Er steht auf. „Dann ist da noch, daß Romailler eine Tochter hat, die ist achtzehn Jahre alt, die ist hübsch, und der Vater hat Geld ..."

Er wandte ihr jetzt den Rücken, er ging auf die Türe zu. „Und das, nicht wahr, das fällt ins Gewicht. Solche Dinge fallen ins Gewicht .. Auf Wiedersehen, Fräulein Josephine ..."

Sie indessen steht dort, sie hat sich nicht geregt, und er entfernt sich in seinen Pantoffeln; sie sieht seinen Buckel, seinen gekrümmten Körper; sie sieht ihn von rückwärts, sie sieht, wie er zur Türe gelangt, sie sieht, daß er jetzt die Türe öffnen wird; und nun: „Es ist nicht wahr! Lügner ..."

Und er geht hinaus, aber er ist noch nicht ganz draußen.

„Feigling!"

Und abermals, lauter, damit er es hören muß: „Feigling!"

Die Dame, die eine Weintraube hält, ist an der Wand angenehm anzuschauen. Eine blaue Fliege summt durch die Stube, viele schwarze Fliegen summen.

*

Sie hielt die Petrollampe in Kopfhöhe, sie sagte sich: Vielleicht bin ich nicht mehr schön genug, vielleicht bin ich für ihn nicht mehr jung genug.

*

Es ist eine Lampe mit einem Glasbehälter und einem gegossenen Metallfuß, mit einem schlechten pappenen Lampenschirm, dessen Ränder schartig sind, — aber in dieser Kammer war alles ärmlich und alt, auch der Spiegel ist ein trauriger, kleiner, billiger Spiegel in einem als Holz angestrichenen Blechrahmen, sein Glas ist voll Fehler, die ein Auge höher als das andere und mitten in der Wange einen Höcker erscheinen lassen.

Rey hatte die Dame angeschaut, die eine Weintraube hält; Rey hatte Vergleiche angestellt. Und er, hat er nicht auch dasselbe tun können?

Sie versucht, ihre Gedanken zu ordnen. Manchmal entfliehen sie uns und beginnen außer uns ein falsches Leben, verändern den Sinn der Bewegungen der Menschen, verändern ihr Gesicht, ihre Sprechweise — man muß sehr achtgeben —, sie verändern sogar die Dinge, und der Tag wechselt die Farbe. Dies sagt sie sich. Schon seit etlichen Tagen schien es ihr, als fingen die Gäste gleich an, leiser zu sprechen, sobald sie sie hereinkommen sahen. Sie sieht vor sich Ardevaz, sie sieht Fontana; sie schienen befangen zu sein, aber man kann sich täuschen, dachte sie. Man muß versuchen, ruhig zu denken ... Ach! mein Gott! wenn er nicht mehr zurückkäme! Oder wenn das, was Rey gesagt hat, wahr wäre! Sie sieht etwas von der einen Seite, dann sogleich von der andern. Sie denkt: Was die Landjäger anbelangt, so ist es allerdings richtig, daß man seit jenem Abend, an dem er weggezogen ist, keinen einzigen mehr gesehen hat. Und es sind bereits drei Wochen seither vergangen. Was aber beweist das? ... Das beweist gar nichts ... Und diese Romailler, — es ist wahr, daß sie hübsch ist; vielleicht reden sie deshalb so leise, wenn ich dabei bin, vielleicht wissen sie noch Dinge, die selbst Rey nicht weiß. Oh! der Feigling! sagt sie sich. Sie ist hübsch und jung, man sagt, sie sei freundlich, habe einen guten Charakter, sie sei auch eine gute Arbeiterin. Und ich? ... Sie betrachtet sich, sie hebt abermals die Lampe in Kopfhöhe. Dann lacht sie. Jung und hübsch, es ist wahr, aber was beweist das? ... Deshalb lacht sie ... Farinet ist doch wohl nicht so verrückt, daß er sich

einbildet, Romailler werde ihm seine Tochter geben ... Einem Mann, der im Gefängnis war! Einem Mann, der jetzt noch im Gefängnis sein müßte! Einem Mann, der gezwungen ist, sich unter der Erde zu verbergen wie ein Engerling ... Einem Mann, den man längst schon wieder gefaßt hätte, wenn er mich nicht hätte. Aber ich bin da! Sie lacht. Ich bin da, ich bin da! Er ist immerhin nicht so dumm, zu glauben, daß Romailler, der reich ist, der Gemeinderat ist, der angesehen ist ... und dann bin ich auch noch da. Sie lacht wieder. Das ist alles nur Geschwätz von dem Rey, weil ihm Lügen keine Mühe macht; er hatte einmal Absichten auf das Mädchen, und jetzt will er sich rächen. Er, er wohl, er wird wiederkommen, und dann werde ich mit ihm reden, mehr braucht es nicht. Ich werde ihm sagen: Warum bist du weggegangen, Farinet, ohne mir ein Wort zu sagen, du herzloser Bösewicht? Hast du genug von mir? Und abermals, die Lampe hebend: Wie alt ist denn er? Und ich? Er ist siebenundzwanzig, ich bin dreißig. Andere allerdings verstehen es, sich hübscher und gefälliger zu machen. Sie streichen sich die Haare mit Himbeersaft glatt, sie haben Geld ... Ich ... Sie haben nichts zu tun. Ich ...

Sie hatte die Lampe auf den Tisch gestellt.

Sie nimmt den Spiegel von seinem Nagel herunter. Es schlägt Mitternacht.

Man sieht auch so noch nicht genug; deshalb schraubt sie den Lampendocht höher, dann nimmt sie den Schirm ab. Und dann, nachdem sie den Spiegel schräg auf den kleinen tannenen Tisch gestellt hat, der ihr als Waschtisch dient, betrachtet sie sich ganz aus der Nähe.

Sie trägt ein derbes Hemd aus rauhem Stoff, mit halblangen Aermeln, geschlossen bis zum Hals. Nicht mehr schön genug für ihn?

Oh! Andere haben hübsche Hemdchen, ärmellose, mit Spitzen, — aber darunter?

Der Spiegel sagt nichts, oder er sagt zuviel: sie sieht nur die Linie, die ihr rings um den Hals läuft, wie ein Halsband, und über der Linie ist er braun, unter der Linie ist er weiß.

Sie sieht diese selbe Linie, die ihr etwas über dem Ellbogen den Arm in zwei Teile teilt, der ebenfalls, wie der Hals, zweifarbig ist.

Und auf ihrer rechten Brust sitzt, ganz unten im Spiegel, an Stelle einer hübschen rosigen Spitze, ein häßlicher bräunlicher Fleck.

XI.

Drei Tage später, will sagen: am dreißigsten August, sind kleine Mädchen, die oberhalb des Dorfes Brombeeren gesammelt hatten, mit der Meldung zurückgekommen, sie hätten ihn gesehen.

„Wo denn?"

„Unten im Geröll."

Zwischen der Stelle, wo die Felsen aufhören, und jener, wo die Wiesen anfangen, ist ein schmaler Geröllstreifen, von Fichten bestanden und an seinem Rande von Brombeergebüsch; dort hatte er sich plötzlich gezeigt.

„Seid ihr auch ganz sicher, daß er es war?"

„Oh! ja."

Am dreißigsten des Monats August (der einunddreißig Tage hat).

„Hat er mit euch gesprochen?"

„Nein."

„Und dann seid ihr weggelaufen?"

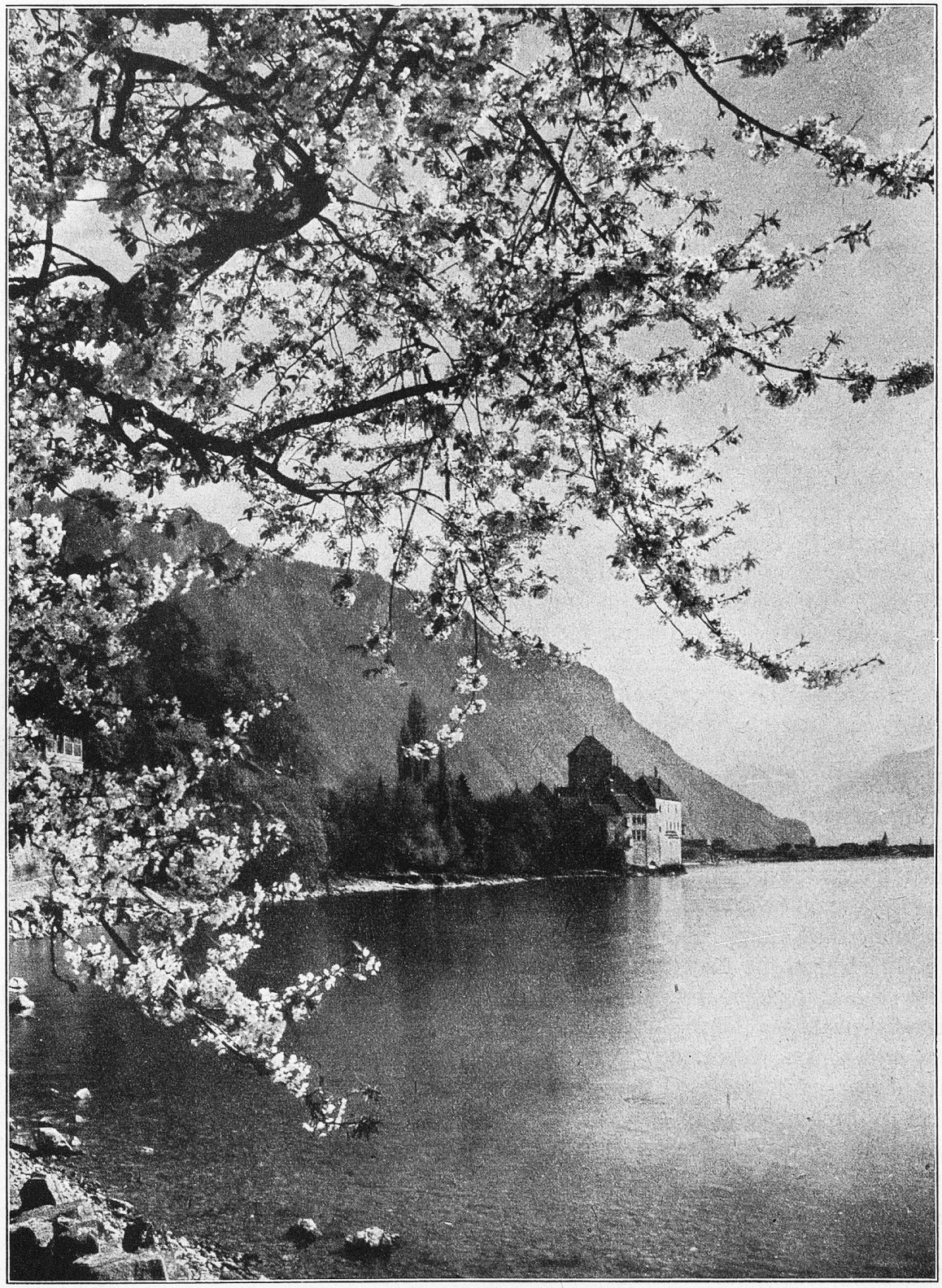
„Ja. Wir haben uns nicht getraut, zu bleiben."

Dies haben die kleinen Mädchen gesagt, als sie gegen fünf Uhr ins Dorf zurückkamen, mit Krügen, die nur zur Hälfte gefüllt waren. Sie sagten die Wahrheit.

Er kam von den Bergen herab.

Er hatte seinen Weg quer durch die Felsen genommen, er hatte sich hinabgleiten lassen, bis zu einem Punkt, den er sich von Anfang an vorgenommen, — und dort war er erschienen und hatte die niederen Zweige eines Haselbusches heftig zerteilt. Er hatte sich sitzlings eine Böschung hinabgleiten lassen, während die kleinen Mädchen davonflohen und mit ihren Holzsohlen und ihren aneinanderklirrenden Beerenkrügen lärmten.

Er dampfte noch ein wenig, denn es war heiß. Es hatte bis Mittag geregnet, nachher war das Wetter heller geworden; er, er dampft in seinen derben Kleidern aus braunem Wollstoff, der an den noch nassen Stellen dunkel, an anderen fast grau war. Die Krempe seines Hutes hängt auf einer Seite herunter und läßt



Frühling am Genfersee

auf der andern einen Haarstreifen und den Oberteil des Ohres sehen.

An jenem Tage waren die Wolken schwerer und schwerer geworden und in der reglosen Luft an den Berghängen abwärtsgeglitten, weit unter die Felsen und die Wälder herab. An jenem Tage herrschte allenthalben ein gleichmäßig trübes, trauriges Licht. An jenem Tage herrschte unter dem niedrigen Himmel eine große Stille. Jemand schlägt einen Nagel ein, dann verstummt alles; irgendwo hat jemand mit dem Rücken des Beils einen Nagel eingeschlagen, dann ist alles verstummt; jemand harkt in seinem Weinberg. Er dampft weiß. Er bewegt sich nicht. Heute, — noch einen Tag.

Man sieht, daß er noch zögert, darum hat er sich niedergesetzt. Man sieht, wie er von dort, wo er ist, mit seinen Augen jenes kleine Haus sucht; aber jetzt ist das Haus ganz nahe und leicht zu entdecken, neu, weiß und gelb, mit einem grauen Dach. Er braucht nur noch ein paar Schritte zu machen, um dort zu sein. Man erkennt in den Beeten die Zinnien, die rosenrot sind, granatrot und malvenfarben. Man erkennt die Dahlienbüsche; er braucht nur das eine Knie zu bewegen, und die Dahlien sind nicht mehr da. Er bewegt das andre Knie, und schon sind auch die in schönen Reihen gepflanzten Zinnien mit ihren verschiedenen Farben verschwunden. Er dampfte noch, dann dampfte er nicht mehr. Wieder wurde unten im Dorf auf eine Planke gehämmert. Was soll man tun? Immer noch rührt er sich nicht vom Platz: und es ist niemand im Garten, niemand rings um ihn her, und nichts bewegt sich, nur ein kleiner Eisenbahnzug fährt unten durch die Ebene mit seinem dicken, weißen Rauch, der immer länger wird. Was soll man tun? Und plötzlich hat er den Sack von den Schultern genommen, und man sieht, daß er irgend etwas in seinem Sack mit sich trägt.

Das verpflichtet ja schließlich zu nichts. Es ist nur ein Geschenk, sagt er sich. Er sieht, daß das Geschenk immer noch da ist, kalt, steif, — er macht seinen Sack wieder zu. Diese Höflichkeit war ich ihr schuldig. Wieder schaut er; er sieht, daß immer noch niemand im Garten und die Türe des Hauses geschlossen geblieben ist. Er wirft seinen Sack über seine linke Schulter, nimmt sein Gewehr auf die rechte Schulter.

Dies geschah in dem Augenblick, in dem die kleinen Mädchen seine Ankunft im Dorf meldeten.

Er ist so rasch ins Tal hinuntergegangen, daß er ganz erstaunt war, zu sehen, wie bald er angelangt war. Er sieht die blauen Läden, er sieht den Hag aus ungestrichenem Holz, der den Garten einzäunt, er sieht das weit offene Tor. Dennoch ist er stehengeblieben. Dann geht er vor, dann bleibt er stehen. Dann geht er abermals vor, und so führt es ihn bis unten an die Treppe, die nach dem Vorplatz hinaufgeht.

Er steigt die Stufen nicht hinauf, er lauscht, ob er nicht vielleicht gehört wurde, ob man nicht vielleicht herauskäme, dann mit einemmal: „Ist jemand da? He!" Und noch einmal: „He!"

Alsdann wird aus dem Innern des Hauses der Laut eines zurückgestoßenen Stuhles vernehmbar. Die Türe über der Treppe hat sich geöffnet. Von dort, wo er war, sah man noch niemand.

Und es war nicht Romailler, denn nun trat man auf den Vorplatz heraus. Er, er hat seinen Hut abgenommen.

Er hat gesagt: „Oh! Verzeihen Sie, Fräulein."

Sie hielt eine Näharbeit in der Hand. In ihrem Erstaunen, da sie ihn nicht wiedererkannt hatte, ist sie zurückgewichen. Dann ist sie in ihrem himmelblauen Mieder über und über rot geworden.

„Ach, Sie sind es, Herr Farinet."

Man sieht, daß aus ihrem Gesicht die Angst entweicht; und was an deren Stelle erscheint, ist etwas wie Mitleid mit dem Zustand, in dem er sich befindet; aber auch das Mitleid verschwindet schon wieder, wie man sieht, während er sagt: „Ist Ihr Vater da?"

„Nein."

Er steht unten an der Treppe, sie ist oben auf der Treppe.

„Nein," hat sie gesagt, „er hat eine Verabredung im Dorf, aber er wird wohl bald zurückkommen. Wollen Sie nicht einen Augenblick warten?"

Er hat nein gesagt.

(Fortsetzung folgt)